

Ungeschliffener Diamant

Wenige Schriftsteller verkaufen in der Schweiz so viele Bücher wie Philipp Gurt. Das Feuilleton hat den Bündner bisher ignoriert – ein Fehler.

Alex Baur

Sein «Schattenkind» (2016) hielt sich während vierzig Wochen auf der Schweizer Bestsellerliste (davon sagenhafte dreizehn Wochen lang auf Platz eins) und ging 150 000-mal über den Ladentisch. Bei den Krimis waren die Auflagen tiefer, jeweils einige zehntausend Exemplare. Doch auch «Bündner Alptraum» stand letztes Jahr 39 Wochen lang auf der Liste der zwanzig meistverkauften Bücher. Das sind Zahlen, von denen selbst arrierte Schweizer Schriftsteller auf ihrem Heimmarkt nur träumen können.

Doch wer ist dieser Philipp Gurt? Wer sich in der Literaturszene umhört, wird von vielen die Antwort erhalten: «Philipp *who?* – Nie gehört.» Gurts Beliebtheit bei der Leserschaft steht in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zu seinem Renommee bei den Kritikern. Seine Romane werden bestenfalls in der Bündner Regionalpresse besprochen.

Dabei ist der 53-jährige Gurt nun doch schon seit einigen Jahren im Geschäft. National wurde er 2017 einer breiteren Öffentlichkeit durch einen SRF-Dok-Film bekannt. Zu diesem Zeitpunkt hatte Gurt mit seinem Bestseller «Schattenkind», den er ursprünglich im Eigenverlag lanciert hatte, bereits alle Rekorde gebrochen. Es handelt sich um die Biografie eines Burschen, der im Bündner Schanfigg in eine kinderreiche Bauernfamilie hineingeboren wird und schon als Kindergärtler eine fast unglaubliche Odyssee durch Heime, Pflegefamilien, Junkie-Kommunen, psychiatrische Kliniken, Jugendknast und Erziehungsanstalten antritt. Es ist die Autobiografie von Gurt.

Bündner Krimis

Mit den Büchern hatte er allerdings viel früher angefangen, er schrieb schon als Zögling. Gurt war gerade zwanzig geworden, als er 1988 mit seinem ersten Buch bei den Verlagen hausieren ging. Der Titel – «Der Schnitter», ein altertümlicher Begriff für den Sensenmann, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn – war vermutlich das Beste an der Geschichte um eine mittelalterliche Hexenjagd. Dass historisch

wenig passte, räumt Gurt heute selber ein. Von den meisten Verlagen erhielt er nicht einmal eine Antwort. So legte er die Schriftstellerei siebzehn Jahre lang auf Eis.

2005 startete er den zweiten Versuch mit «Der Schnitter» – und diesmal wurde er fündig. Der Verleger zeigte sich sogar begeistert.

National wurde er 2017 einer breiteren Öffentlichkeit durch einen SRF-Dok-Film bekannt.

Ein Honorar allerdings bot er ihm nicht an. Vielmehr sollte der Autor 7500 Franken für den Druck bezahlen. Die übliche Geschichte. Zuerst lehnte Gurt entrüstet ab, dann fand er einen Sponsor. Er veranstaltete Lesungen, Freunde von der Lokalpresse berichteten wohlwollend. Normalerweise wäre die Geschichte an dieser Stelle zu Ende.

Doch Gurt machte weiter, er schrieb und schrieb, einen Roman nach dem anderen, trieb immer wieder irgendwo Geld auf. 2009 landete er mit «Die Tochter des Scharfrichters» einen ersten Achtungserfolg (Platz fünf der Bestsellerliste). Gegenüber einem Journalisten der

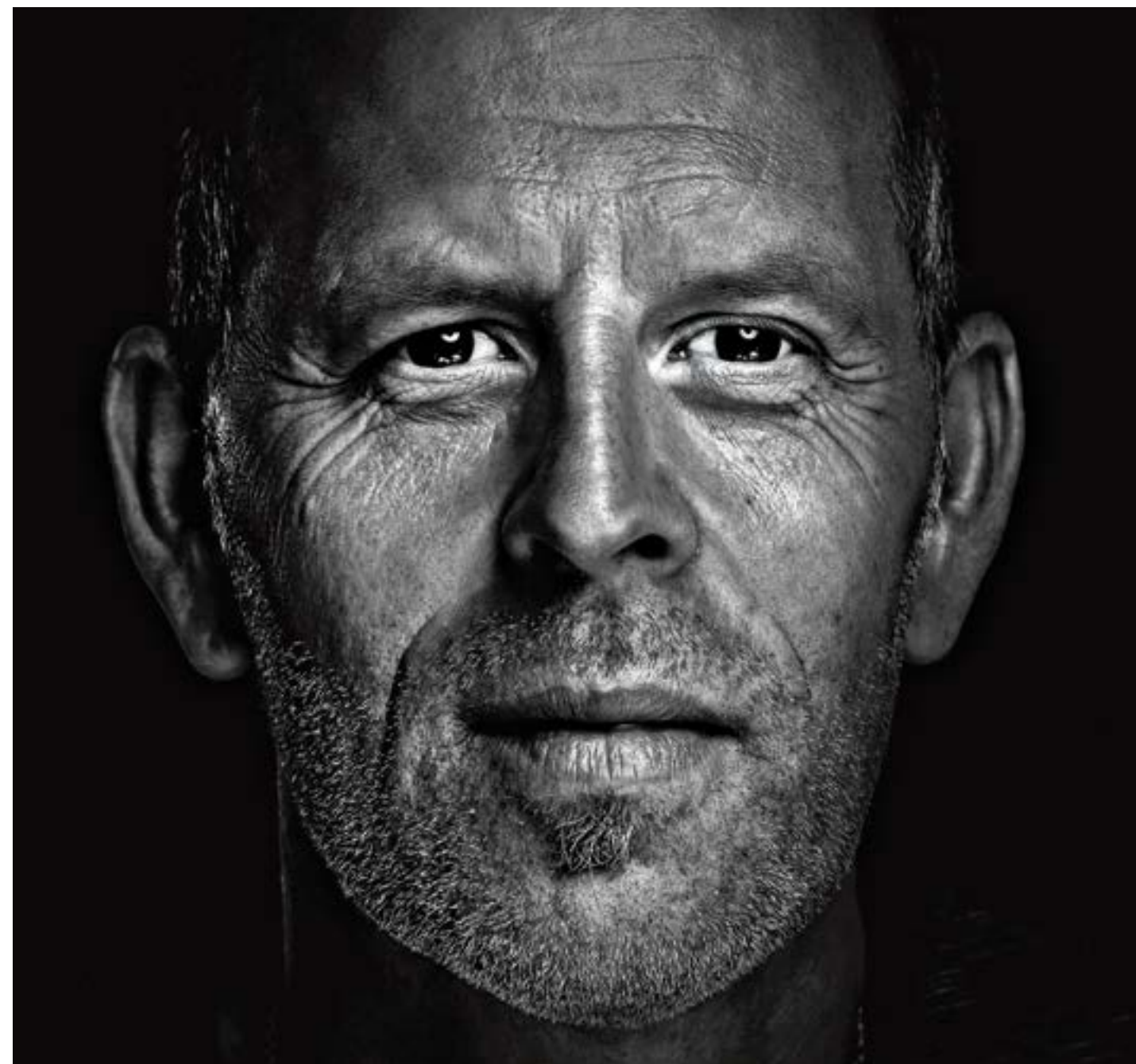


Südosstschweiz klagte Gurt, dass ihn die Kritiker in den grossen Blätter ignorierten. Die Antwort war vernichtend: «Sei froh – du lieferst zwar super Storys, doch dein Deutsch ist so mies, dass du bestenfalls mit einem gnadenlosen Verriss rechnen darfst.»

So brutal es klingt, völlig unrecht hatte der Mann nicht. Nach seinem Erfolg mit «Schattenkind» lancierte Gurt eine Reihe von Krimis, die alle im Bündnerland spielen und sich gut verkaufen. Während der eine Held, der Landjäger Walter Caminada, in den Nachkriegsjahren Mörder zur Strecke bringt, spielen die Geschichten um dessen Enkelin Giulia de Medici in der Gegenwart. Das entspricht ganz dem simplen Erfolgsrezept, nach dem der Kölner Emons-Verlag jedes Jahr Hunderte von Büchern herausgibt: aus der Region für die Region. Die Masse geht allerdings auf Kosten der Klasse.

Die Kritik, dass die bisherigen Bücher des Autodidakten Gurt schlecht lektoriert und redigiert seien, erscheint eher untertrieben. Man hat den Eindruck, sie seien vom Verlag überhaupt nicht überarbeitet und tel quel in den Druck gegeben worden. Die Bücher erinnern an ungeschliffene Diamanten, deren wahren Wert man vielleicht erahnt, aber nicht sieht. Die Plots sind oft genial, aus der eigenwilligen, mit Mundartbrocken durchsetzten Sprache schimmert eine eigentümliche Urkraft. Doch eine barocke Fülle von nutzlosen, oft klischeehaften Adjektiven, Ausschweifungen und schwerfälligen Redewendungen drosselt das Tempo und verstellt den Blick aufs Wesentliche.

«Schattenkind» wurde zum Bestseller, weil die unglaublich bewegende und authentische Geschichte aus dem tiefsten Bodensatz der Gesellschaft alle handwerklichen Mängel überstrahlte. Das nächste Buch, «Blätterflüstern», erzählt, wie sich Philipp Gurt trotz denkbar schlechtester Startbedingungen mit eigener Kraft zu einem selbstbestimmten Leben durchkämpft. Es war schon weniger erfolgreich. Für Gurt war die Aufarbeitung seiner eigenen Biografie damit abgeschlossen. Er wollte nicht



Sprudelnde Seele: Bestsellerautor Gurt.

ein Leben lang als Schattenkind, sondern als Schriftsteller wahrgenommen werden. Mit den Krimis, bei denen das Lokalkolorit das wichtigste Verkaufsargument ist, bediente er einen Markt, in dem literarische Qualität nicht im Vordergrund steht. Doch Gurt wollte mehr.

Ein Drittel weniger

Vielleicht war es ein Glück, dass sich die Massenware zwar gut verkaufte, aber wenig einbrachte. So kam es, dass Philipp Gurt im Frühling 2020 auf den Rat eines erfahrenen Verlegers beim Kampa-Verlag anklopfte – und auf offene Türen stiess. Daniel Kampa persönlich habe ihn angerufen, erzählt Gurt, und er habe gleich als Erstes klargemacht: «Es wird weh tun!» Bei Kampa fand sich sein Name nun neben Autoren wie Georges Simenon oder der

Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk. Und in dieser Liga wird um jeden Satz so lange gerungen, bis er wirklich sitzt.

600 000 Zeichen habe er für seinen neusten Caminada-Roman «Der Puppenmacher» ursprünglich in seinen Computer gehauen, erzählt Gurt. Beim Manuskript, das ihm die Lektorin von Kampa – dieselbe Cornelia Künne, die auch Simenon überarbeitet hatte – zurückschickte, hätte rund ein Drittel gefehlt: für überflüssig bis störend befunden und gekübelt. Zwei Tage lang habe er sich schmolend und deprimiert verkrochen. Dann habe er das Buch während vier Monaten Zeile um Zeile überarbeitet. Das Schleifen eines Diamanten ist nicht nur eine schmerzvolle, sondern auch eine mühselige Knochenarbeit. Aufwendiger als das Erfinden von Geschichten, die aus Gurts Seele sprudeln.

Die Mühsal habe sich gelohnt, versichert Philipp Gurt. Wir werden es demnächst sehen. «Der Puppenmacher» kommt Ende August auf den Markt. Vier Nachfolgewerke sind bereits in der Pipeline, vertraglich vereinbart. Nur muss Gurt nun kein Geld für Druckkosten mehr vorstrecken, der Vorschuss geht an den Autor.

Auf der Churer Quaderwiese wird in diesen Tagen sein Caminada-Erfolgskrimi «Chur 1947» als Drama aufgeführt, adaptiert von Gerhard Meister und unter der Regie von Marco Luca Castelli. Anlass ist das Vierzig-Jahr-Jubiläum der Freilichtspiele. Neben zwanzig Laien stehen drei professionelle Schauspieler auf der Bühne. Feuilleton hin oder her: In seiner Heimat hat Philipp Gurt das Schattenkind längst hinter sich gelassen und wird als erfolgreicher Autor gefeiert.